

Wilhelm Kempf

## Zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden in der psychologischen Forschung

### 1. Einleitung

Die in letzter Zeit viel diskutierte Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer empirischer Sozialforschung gibt Anlaß zu einer Reihe von Mißverständnissen, welche darauf beruhen, daß die Diskussion oft nur als eine Gegenüberstellung konkurrierender *Methoden* geführt wird, während die ihnen zugrunde liegenden Erkenntnisinteressen und damit die verschiedenen Ziele, denen die Methoden dienen, nicht (oder nur unzureichend) reflektiert werden.

Um solche Mißverständnisse zu vermeiden, werde ich im folgenden davon ausgehen, daß jeder Wissenschaft eine Entscheidung darüber zugrunde liegt, was denn eigentlich als wissenschaftlich angesehen wird. Diese Entscheidung bestimmt nicht nur unsere wissenschaftlichen Fragestellungen, sondern auch unser Methodologie- und Methodenverständnis, und stellt so die eigentliche Grundlage dar, auf welcher ein begründeter Wissensaufbau erfolgen kann.

Zwar implizieren unterschiedliche Erkenntnisinteressen nicht notwendigerweise und in jedem Falle auch unterschiedliche Forschungsmethoden, doch hängt die Frage nach der Eignung einer Methode davon ab, was wir denn eigentlich wissen wollen. Denn nur von hier aus kann dafür oder dagegen argumentiert werden, ob eine gegebene Methode auch tatsächlich einen geeigneten Weg zur Erlangung jenes Wissens darstellt, an dem wir ein Interesse haben.

Als begründungsbedürftig erweisen sich daher nicht nur die Kriterien, nach denen die Gültigkeit der Theorien festzustellen ist, sondern auch die methodischen Prinzipien für den Aufbau von Theorien und am Ende auch die Aufgaben, zu denen Forschung getrieben werden soll.

Die gängige Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Methoden betrifft dabei nur den erstgenannten Punkt der empirischen Geltungsprüfung von Theorien. Welche Methode hierfür angemessen ist, läßt sich aber nicht *qua Methode* entscheiden, sondern hängt davon ab, nach welchen methodischen Prinzipien die Theorie aufgebaut ist. Und nach welchen methodischen Prinzipien man eine Theorie aufzubauen hat, hängt von den Aufgaben ab, zu deren Zwecke die Theorie konstruiert wird (Kambartel, 1976).

Um also die Frage nach dem Verhältnis klären zu können, in welchem quantitative und qualitative Methoden zueinander stehen, müssen wir uns erst der Frage zuwenden, aus welchem Erkenntnisinteresse heraus wir Wissenschaft betreiben. In der Psychologie ist diese Entscheidung keineswegs einheitlich ausgefallen. Wir haben es mit einer ganzen Reihe verschiedener Konzeptionen von

Psychologie zu tun, deren unterschiedliches *Erkenntnisinteresse* an unterschiedliche *Erkenntnisgegenstände* mit unterschiedlichen *Erkenntnisprinzipien* herangeht.

Im folgenden möchte ich drei solche Konzeptionen von Psychologie rekonstruieren: das *behavioristisch-naturwissenschaftliche* Psychologieverständnis, das *kognitivistisch-handlungstheoretische* Psychologieverständnis und ein *subjektpsychologisch-interpretatives* Psychologieverständnis. Darauf aufbauend möchte ich die Frage diskutieren, welche Konsequenzen sich daraus für die empirischen Forschungsmethoden ergeben.

## 2. Das behavioristisch-naturwissenschaftliche Psychologieverständnis

Als behavioristisches Psychologieverständnis möchte ich dabei eine Konzeption von Psychologie kennzeichnen, die sich in Methodik und Methodologie am Vorbild der Naturwissenschaften orientiert und den *Sinn* wissenschaftlichen Tuns in dessen *technischer Verwertbarkeit* sieht: als wissenschaftlich gilt, was sich technisch verwerten läßt, und zwar »technisch verwerten« in dem Sinne, daß wir nur bestimmte Stimulusbedingungen herzustellen brauchen, um ein bestimmtes Verhalten zu induzieren.

*Erkenntnisgegenstand* des klassischen Behaviorismus, wie er etwa von Skinner (1953) als wissenschaftstheoretisches Programm formuliert wurde, ist das *beobachtbare* (d.h.: vermeintlich deutungsfrei beschreibbare) *Verhalten* des Menschen. Sinngehalte – wie Intentionen, Kognitionen etc. – werden als »private events« (Buss, 1961), die einer naturwissenschaftlichen Analyse nicht zugänglich sind, ausgeklammert.

Als *Erkenntnisprinzip* dient der behavioristischen Psychologie das *nomologisch-deduktive Erklärungsmodell*, das unter der Erklärung eines Sachverhaltes B(N) dessen Ableitung aus Randbedingungen A(N) und empirischen Allgemeinaussagen der Form  $\wedge x [A(x) \rightarrow B(x)]$  versteht und im sogenannten Hempel-Oppeheim-Schema (Hempel 1965) dargestellt werden kann.

$$\begin{array}{l} A(N) \\ \wedge x [A(x) \rightarrow B(x)] \\ \hline B(N) \end{array}$$

Zum Beispiel wird das aggressive Verhalten einer Person dadurch erklärt, daß die Person einer Frustration ausgesetzt war und damit unter die – von der Frustrations-Aggressions-Theorie (Dollard et al., 1939) behauptete – allgemeine empirische Gesetzmäßigkeit fällt, wonach Frustration stets zu einer Form von Aggression führt.

Das psychologische *Experiment* ist unter dieser Auffassung von Psychologie ein *notwendiges* Instrumentarium, um die Allgemeingültigkeit der in den

Verhaltenserkklärungen vorkommenden Gesetzesaussagen unter systematischer Variation der in ihnen enthaltenen Randbedingungen kritisch überprüfen zu können.

Neben dem Zwang zum Experiment als notwendiger Methode zur Geltungsprüfung der Theorien zieht diese Auffassung von Psychologie auch die Forderung nach *Meßbarkeit* – sowohl der im Experiment als »unabhängige Variablen« hergestellten Randbedingungen, als auch der als »abhängige Variablen« gefaßten Verhaltenseffekte – nach sich: im Normalfall wird man es nämlich zur Erklärung eines Sachverhaltes E nicht mit einer einzelnen Gesetzesaussage zu tun haben, sondern mit einer Reihe von Gesetzesaussagen  $G_1, G_2, \dots, G_m$  und deren Randbedingungen  $R_1, R_2, \dots, R_n$ .

$$\frac{R_1, R_2, \dots, R_n}{G_1, G_2, \dots, G_m}$$

E

Um nun das Zusammenwirken der verschiedenen gleichzeitig wirkenden Naturgesetze beschreiben zu können, ist es zweckmäßig, diese in mathematische Funktionsgleichungen zu übersetzen, aus welchen sich die von der Theorie prognostizierten Verhaltenseffekte errechnen lassen, indem man für die unabhängigen Variablen die im Experiment realisierten Werte einsetzt.

Beides – sowohl der Zwang zum Experiment als auch die Zweckmäßigkeit der Metrisierung – bestehen auch noch dann, wenn man mangels »deterministischer« Naturgesetze das nomologisch-deduktive Erklärungsschema durch das *statistisch-induktive Erklärungsschema* ersetzt:

$$\frac{A(N)}{P[B(x) | A(x)] = p}$$

B(N)

Anders als im nomologisch-deduktiven Erklärungsschema kann der Schluß von A auf B hier jedoch nicht mit Sicherheit, sondern nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit  $p$  gezogen werden: z.B. indem wir festhalten, daß Frustration *mit großer Wahrscheinlichkeit* ( $p$ ) zu einer Form von Aggression führt.

Aus diesem Grunde haben es viele Autoren vorgezogen, statt von einer statistischen Erklärung nur noch von einer statistischen Begründung zu sprechen. Damit soll deutlich gemacht werden, daß es sich beim statistisch-induktiven Erklärungsschema nicht um eindeutig bestimmte Schlußfolgerungen handelt, sondern um »Argumente«, die erst in einem theoretisch geordneten Argumentationszusammenhang ihre Erklärungskraft entfalten (vgl. Schwemmer, 1987).

### 3. Das kognitivistisch-handlungstheoretische Psychologieverständnis

Während sich das behavioristisch-naturwissenschaftliche Psychologieverständnis in manchen Bereichen (z.B. der physiologischen) Psychologie durchaus bewährt hat, ist es in anderen Bereichen rasch an seine Grenzen gestoßen. Insbesondere die Beschränkung auf das deutungsfrei beschreibbare Verhalten als alleinigen Forschungsgegenstand der Psychologie konnte nicht aufrechterhalten werden. Statt dessen hat man begonnen, Intentionen, Kognitionen und andere »private events« als sogenannte »intervenierende Variable« doch in die Theoriebildung einzubeziehen.

Auch wenn der so entstandene kognitive Behaviorismus immer noch meint, nach naturwissenschaftlichen Methoden vorzugehen, wurde damit jedoch de facto nicht nur eine grundlegende Methodenforderung des klassischen Behaviorismus fallengelassen, sondern zugleich auch das nomologisch-deduktive Erklärungsschema verletzt.

Damit nämlich eine nach diesem Schema erfolgende Deduktion als *empirische Erklärung* gelten kann, darf das Explanandum – der zu erklärende Sachverhalt – nicht bereits aufgrund logischer, mathematischer oder terminologischer Regeln aus den Randbedingungen der Gesetzesaussagen folgen (weil die empirischen Gesetzesaussagen selbst, ja dann für die Erklärung gar nicht benötigt würden).

Gerade eine solche (terminologische) Abhängigkeit kennzeichnet jedoch das Verhältnis zwischen Sinngehalten und Handlungen, wie es im sogenannten »praktischen Syllogismus« (von Wright, 1974) zum Ausdruck kommt, der die Ausführung eines Verhaltens *v* als eine Handlung mit dem Ziel *z* erklärt:

N beabsichtigt, *z* herbeizuführen  
 N meint, daß *v* *das* geeignete Mittel dafür ist

Also macht sich N (vernünftigerweise) daran, *v* auszuführen

Als kognitivistisch-handlungstheoretisches Psychologieverständnis möchte ich dementsprechend eine Konzeption von Psychologie bezeichnen, deren *Erkenntnisinteresse* auf die Rekonstruktion jener *Sinngehalte* gerichtet ist, welche das beobachtbare Verhalten einer Person als intentionales Handeln zu erklären (bzw. zu »verstehen«) erlaubt.

Indem dabei die Intentionen der Person und die zu deren Verfolgung benutzten Techniken nicht gleichzeitig problematisiert werden können, versucht man z.B. die Intentionen der Vpn im psychologischen Experiment qua Aufgabenstellung festzusetzen um dann aus dem Handlungsergebnis auf die Techniken rückzuschließen zu können, mit welchen dieses erzielt wurde. Der Begriff der »Techniken« ist dabei sehr weit gefaßt und meint nicht nur die Situationseinschätzung

und das Mittelwissen, über welche eine Person verfügt, sondern auch Prozesse der Informationsverarbeitung, usw.

*Gegenstand* der kognitiven Psychologie sind dementsprechend nicht mehr deutungsfrei beschreibbare Verhaltensweisen der Personen, sondern *intentional gedeutete Handlungen*, deren Bedeutung allerdings nicht weiter problematisiert wird. Als *Erkenntnisprinzip* dient der bereits dargestellte *praktische Syllogismus*.

Auch wenn viele kognitive Psychologen immer noch meinen, weiterhin Naturwissenschaft zu treiben, bewegt sich die Logik ihrer Forschung damit jedoch nicht mehr im *naturwissenschaftlichen Paradigma* einer »erklärenden Psychologie«, sondern bereits im *interpretativen Paradigma* einer »verstehenden Psychologie«. Dies hat zur Folge, daß sie sich auch über den Sinn der von ihnen angestellten Experimente im Irrtum befinden. Da es sich bei dem im praktischen Syllogismus dargestellten Zusammenhang zwischen Sinngehalten und Verhaltensweisen nicht um einen empirischen Zusammenhang handelt, kann die Anwendung des Experimentes in der kognitiven Psychologie auch nicht zur empirischen Verifikation oder Falsifikation dieses Zusammenhanges dienen. Der im praktischen Syllogismus dargestellte Zusammenhang zwischen Sinngehalten und Verhaltensweisen hat keinen empirischen Gehalt, sondern ist definitorischer Natur: er definiert, welches Verhalten unter den und den Prämissen (Sinngehalten) »vernünftig/verständlich« ist.

Um ein Beispiel von Holzkamp (1986) aufzugreifen, definiert z.B. das Begründungsmuster (BGM): »Wenn es kalt ist, wählt man *vernünftigerweise* wärmere Kleidung« »Vernünftigkeit/Verständlichkeit« unter ganz bestimmten Prämissen, zu denen nicht nur die *Situationsbedingungen* (es ist kalt) und das verfügbare *Verhaltensrepertoire* (wärmere Kleidung wählen: wenn man sie denn hat), sondern auch die (unausgesprochenen) Handlungsziele gehören: z.B. daß man nicht frieren will.

In diesem Sinne bezeichnet Holzkamp Begründungsmuster als *implikative Strukturen*: die in Frage stehenden Verhaltensweisen sind *nicht* (naturgesetzmäßige) *Wirkungen* der gegebenen Bedingungen, sondern: »Die *Bestimmung* von 'Vernünftigkeit/Verständlichkeit-unter-den-und-den-Bedingungen' impliziert die in der Theorie angesprochenen Verhaltenseffekte« (Holzkamp, 1986, S.221).

Wenn man die Geltung solcher empirischer Regelmäßigkeiten, die durch Begründungsmuster impliziert werden, experimentell/empirisch überprüft, so haben wir im Falle ihrer *Bestätigung* daher nur gezeigt, daß die konkrete Situation einen *Anwendungsfall* für das in Frage stehende Begründungsmuster darstellt: in diesem Sinne können wir dann »den experimentellen Befund als 'Beispiel' für die im BGM enthaltene typische Begründungsstruktur« interpretieren (Holzkamp, 1986, S.222).

Im Falle der *Nichtbestätigung* können wir dagegen »nur« die Konsequenz ziehen, daß die Prämissen des Begründungsmusters in diesem Fall offensichtlich nicht erfüllt sind: z.B. daß die Person keine wärmere Kleidung hat, oder

daß sie andere Ziele verfolgt, etwa »sich abzuhärten« (unter welcher Prämisse dann gerade der Verzicht auf wärmere Kleidung vernünftig/verständlich ist). Entsprechend gilt auch das Experiment in der Kognitiven Psychologie nicht mehr zur Überprüfung empirischer Gesetzmäßigkeiten, wie ich anhand zweier Beispiele aufzeigen möchte.

Das erste dieser Beispiele ist dem Lehrbuch von Klatzky (1980, S.241ff.) entnommen und betrifft die Anwendung der Signal-Entdeckungs-Theorie auf Experimente zum Wiedererkennen (»Recognition«) von zuvor gelernten (»alten«) Wörtern in Wörterlisten, die auch andere (»neue«) Wörter enthalten, die zuvor nicht gelernt wurden. Als *Trefferquote* wird dabei die relative Häufigkeit der richtig wiedererkannten »alten« Wörter bezeichnet. Die relative Häufigkeit der fälschlich für bekannt gehaltenen »neuen« Wörter bezeichnet man als *Fehlalarmquote*. Die Signal-Entdeckungs-Theorie beschreibt das Zustandekommen von Treffern und Fehlalarmen nun durch Zuhilfenahme der Konstrukte des »Bekanntheitsgrades« von Wörtern und der »Entscheidungsstrategie« der Vpn. Der »Bekanntheitsgrad« wird dabei durch drei »Modellannahmen« definiert:

1. Jedes Wort hat einen bestimmten Bekanntheitsgrad.
2. Die Bekanntheitsgrade der im Experiment präsentierten Wörter sind normalverteilt mit fester Varianz.
3. »Lernen« einer Wörterliste verändert den Bekanntheitsgrad der in ihr enthaltenen Wörter um einen festen Betrag.

Daraus resultiert, daß die Bekanntheitsgrade der »alten« Wörter und die der »neuen« Wörter beide Normalverteilungen folgen, die sich lediglich in ihren Mittelwerten voneinander unterscheiden. Die Mittelwertsdifferenz wird mit  $d'$  bezeichnet (vgl. Abb.1).

Die vierte »Modellannahme« definiert die »Entscheidungsstrategie« einer Vp als jenen Kriteriumswert  $\beta$ , welchen der Bekanntheitsgrad eines Wortes übersteigen muß, damit das Wort als »bekannt« bezeichnet wird. – Aus Trefferquote und Fehlalarmquote läßt sich dann für jede Vp

- sowohl ihre Entscheidungsstrategie ( $\beta$ ),
- als auch die Bekanntheitsdifferenz ( $d'$ ) zwischen »alten« und »neuen« Wörtern errechnen.

In verschiedenen Experimenten versucht man nun

- den Bekanntheitsgrad von Wörtern zu variieren (z.B. durch zusätzliche Lerndurchgänge), oder
- die Entscheidungsstrategie der Vpn (z.B. indem Strafpunkte für Fehlalarme angedroht werden).

Ersichtlich dienen diese Experimente aber nicht zur *Geltungsprüfung* der Theorie, da die »Modellannahmen« der Theorie ja lediglich *definieren*, was mit den zur Erklärung herangezogenen Sinngehalten (»Bekanntheitsgrad« und »Entscheidungsstrategie«) gemeint ist, so daß diese auch nicht unabhängig vom Explanandum (Treffer- und Fehlalarmquote) feststellbar sind. Das heißt, daß die

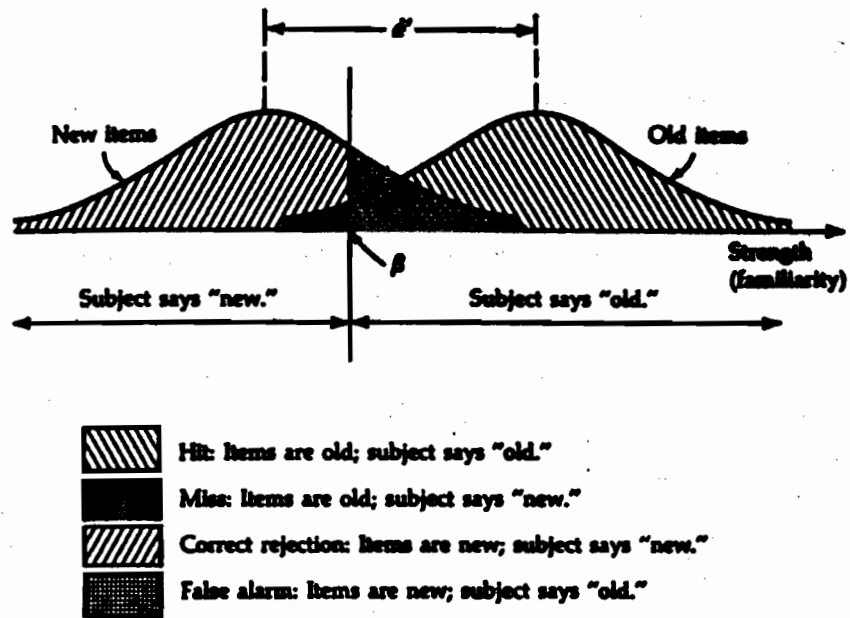


Abbildung 1: Concepts in the theory of signal detection as applied to recognition memory (nach: Klatzky, 1980, S.249)

Theorie auch nicht an den Beobachtungen *scheitern* kann, sondern die experimentelle Bedingungsvariation kann lediglich dazu dienen, zu untersuchen, wie *leistungsfähig* die durch die Modellannahmen definierten Sinngehalte sind, um das Entscheidungsverhalten der Vpn zu rekonstruieren.

Vielleicht noch deutlicher wird dies bei den Computersimulationstheorien, wie ich am Beispiel einer Studie von Klahr (1978) zeigen möchte. Die Studie untersucht die Entwicklung des formal operationalen Denkens bei Kindern mit

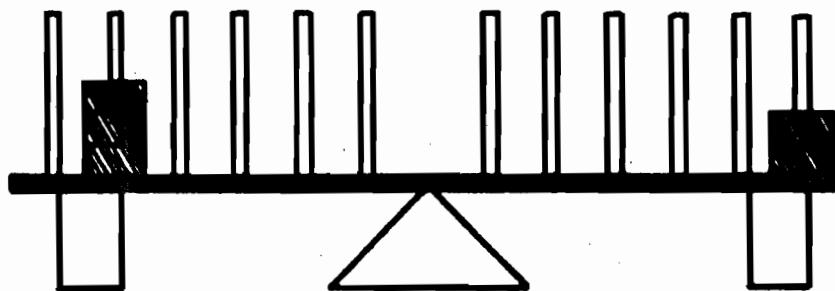
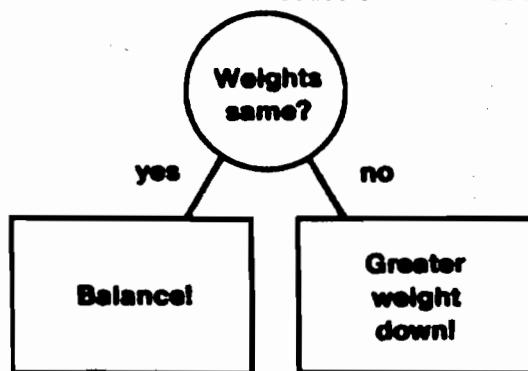


Abbildung 2: The Balance Scale – »Which Side will go down when the blocks are removed?« (nach: Kempf, 1983, S. 263)

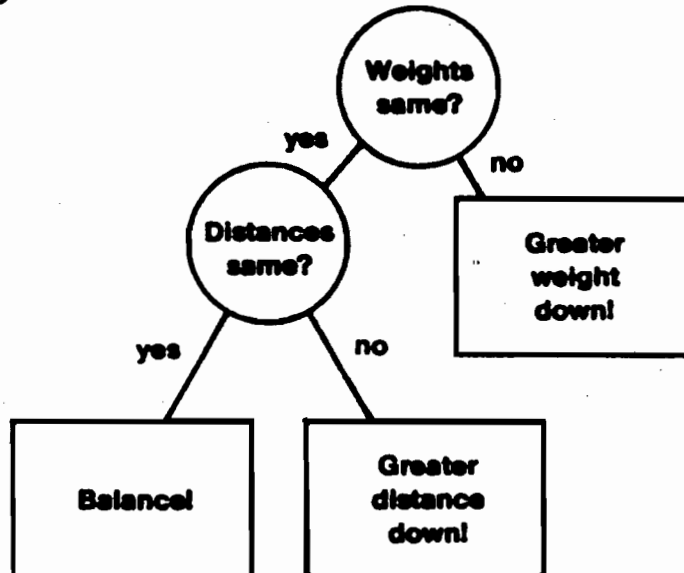
Hilfe eines erstmals von Inhelder & Piaget (1958) verwendeten Typs von Problemlösungsaufgaben: der Balkenwaage (vgl. Abb. 2).

Die stufenweise Entwicklung des Problemlöseverhaltens der Kinder wird dabei als schrittweise Akkumulation von Hypothesen über die physikalischen Gesetzmäßigkeiten erklärt, welche das Verhalten der Balkenwaage bestimmen. Die Anwendung dieser Hypothesen kann in Form von Flußdiagrammen dargestellt werden (vgl. Abb. 3).

**Diagram of Balance Scale Predictions of a Level-1 Child.**



**Diagram of Balance Scale Predictions of a Level-2 Child.**





### Diagram of Balance Scale Predictions of a Level-3 Child.

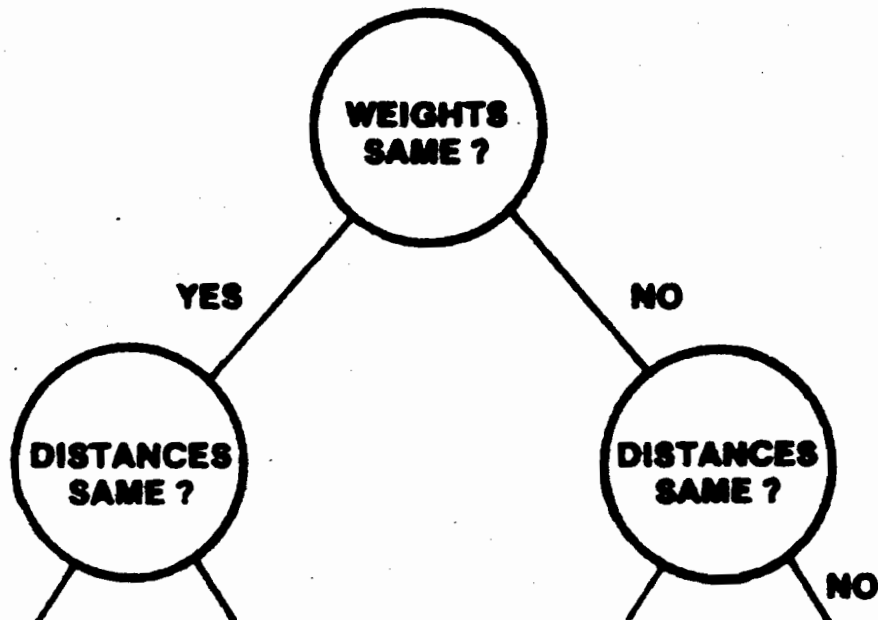


Abbildung 3: Diagrams of balance scale predictions (nach: Kempf, 983, S.263-265)




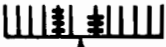
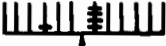



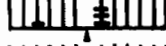
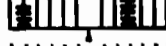
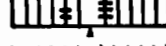
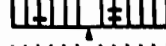
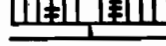
Auf der niedrigsten Entwicklungsstufe wissen die Kinder lediglich, daß die Gewichte eine Rolle spielen. Später erkennen sie, daß sich die Waage auch bei Gleichheit der Gewichte nicht immer in Balance befindet, usw.

Insgesamt definiert Klahr 5 solcher Entwicklungsstufen, und 13 Aufgabentypen. Für jede Entwicklungsstufe und jeden Aufgabentyp kann mit Hilfe der Flußdiagramme prognostiziert werden, welche Antwort ein Kind dieser Entwicklungsstufe geben wird (vgl. Tab. 1). So entstehen »typische« Antwortmuster, die umgekehrt den Rückschluß auf die Entwicklungsstufe erlauben, auf welcher sich ein Kind befindet.

Auch hierbei dient das Experiment offensichtlich *nicht* der Geltungsprüfung der Theorie. Daß bei einem Problemlösungsverhalten, das einer gegebenen Entwicklungsstufe entspricht, ein bestimmtes Antwortmuster zu beobachten ist, folgt aus der Definition der Entwicklungsstufen und bedarf keiner empirischen Verifikation. Statt dessen gibt das Experiment lediglich Aufschlüsse über die Leistungsfähigkeit der Theorie – und zwar in zweierlei Hinsicht:

Tabelle 1:

Type of items and ideal response patterns in a balance scale test (nach: Kempf, 1983, S.268)

Type of item	Level of Knowledge				
	1	2	3	4	5 atypical
 <b>Balance</b>	+	+	+	+	+
 <b>Weight</b>	+	+	+	+	-
 <b>Distance</b>	-	+	+	+	+
 <b>Harmony</b>	+	+	+	+	+
 <b>Conflict-weight/weight</b>	+	+	?	+	-
 <b>Conflict-weight/distance</b>	+	+	?	-	-
 <b>Conflict-weight/balance</b>	+	+	?	-	-
 <b>Conflict-distance/weight</b>	-	-	?	-	+
 <b>Conflict-distance/distance</b>	-	-	?	+	+
 <b>Conflict-distance/balance</b>	-	-	?	-	+
 <b>Conflict-balance/weight</b>	-	-	?	-	-
 <b>Conflict-balance/distance</b>	-	-	?	-	-
 <b>Conflict-balance/balance</b>	-	-	?	+	-

- *Erstens* bezüglich der Vollständigkeit und Relevanz der unterschiedenen Entwicklungsstufen. So wäre z.B. denkbar, daß Kinder in einer kulturellen Umgebung aufwachsen, wo sie zuerst die Bedeutsamkeit der Distanzen erkennen. Um das Antwortmuster eines solchen (für unseren Kulturkreis »atypischen«) Kindes rekonstruieren zu können, bedürfen wir dann der Erweiterung der Theorie um ein entsprechendes Flußdiagramm (vgl. Abb. 4).
- *Zweitens* kann das Experiment auch Aufschlüsse darüber geben, ob, in welchem Maße und/oder unter welchen Bedingungen die zu beobachtenden Antwortmuster mit den prognostizierten Mustern auch wirklich exakt übereinstimmen, oder ob gewisse Zufallsfehler zu berücksichtigen sind. In letzterem Fall kann dann auch die Zuordnung der Kinder zu den Entwicklungsstufen nicht mehr »mit Sicherheit«, sondern nur noch mit einer gewissen statistischen Wahrscheinlichkeit, und nicht mehr durch einfachen Vergleich der

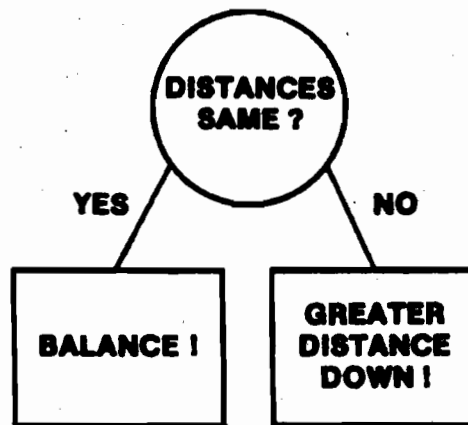


Abbildung 4: Diagram of balance scale predictions of an atypical child (nach: Kempf, 1983, S.269)

beobachteten mit den »typischen« Antwortmustern erfolgen. Sie bedarf dann der Anwendung einer Latent-Class-Analyse (Lazarsfeld, 1950; Rost, 1988), wobei die latenten Klassen den zu identifizierende Entwicklungsstufen entsprechen.

#### 4. Das subjektpsychologisch-interpretative Psychologieverständnis

Obwohl sich die kognitive Psychologie bereits mit subjektiven Prozessen befaßt und diese mittels objektivierbarer Deutungsregeln zu rekonstruieren versucht, spielt die Subjektivität der Versuchspersonen selbst dafür (noch) keine Rolle. Das Handeln der Personen wird so rekonstruiert, *als ob* sie die instruktionsgemäß vorgegebenen Ziele verfolgten und *als ob* sie sich dabei bestimmter Techniken bedienten.

Manche Wissenschaftstheoretiker wie z.B. Schwemmer (1976) sprechen daher von »objektiven Sinngehalten«, denen das Handeln der Personen entspricht, derer sich diese jedoch nicht bewußt zu sein brauchen. Hinzukommt, daß die Kognitive Psychologie – indem sie nur die »Informationsverarbeitung« zwischen einem »Input« und einem »Output« untersucht – den rezeptiven und handelnden Bezug des Menschen zur Welt weitgehend wieder ausblendet. »Der individuelle 'Denker' im Sinne der Kognitiven Psychologie denkt (...) 'eindimensional', er ist den Regeln seines Denkens ausgeliefert ohne sich selbst wiederum reflexiv und kritisch dazu ins Verhältnis setzen zu können« (Holzkamp, 1989, S.83). So wird das (beobachtbare) Verhalten einer Person im kognitivistisch-handlungstheoretischen Psychologieverständnis zwar de facto bereits als eine *intentionale Handlung* dargestellt, für die sich Gründe des Handelnden

angeben lassen. Die Subjektivität der Personen selbst wird jedoch erst im subjektpsychologisch-interpretativen Psychologieverständnis zum Gegenstand des Forschungsinteresses, das nun nicht mehr davon ausgeht, daß bereits eine (intentionale) Beschreibung von zu erklärenden Handlungen vorliegt, sondern erst die *Bedeutung der Handlungen* festzustellen trachtet.

*Erkenntnisgegenstand* des subjektpsychologisch-interpretativen Psychologieverständnisses sind nun nicht mehr isolierte Tätigkeiten, zu denen objektive Sinngehalte hinzukonstruiert werden, sondern die *Handlungszusammenhänge* – oder auch Kontexte – in welchen diese Tätigkeiten stehen, und aus welchen heraus die subjektive Bedeutung des Handelns der Person vernünftig/verständlich und damit nachvollziehbar und kritikfähig gemacht werden soll.

Dies bedeutet *nicht*, daß die Person als ein »rational Handelnder« idealisiert wird, der über eine vollständige und exakte Situationskenntnis verfügt (wie die sogenannten »rationalen Wirtschaftssubjekte« in den Wirtschaftswissenschaften). *Sondern* natürlich stellt man gelegentlich fest, daß der Handelnde sich über die Tatsachen geirrt hat (einschließlich der Folgen seiner Handlungsweisen): »Der Handelnde befindet sich dann über die Art seiner Umstände im Irrtum, dennoch kann seine Handlung so lange rational erklärt werden, wie man seine Überlegung befriedigend rekonstruieren kann, indem man seine irrtümlichen Überzeugungen zum Tragen bringt« (Dray, 1985, S.282f.). Ebenfalls *nicht* unterstellt ist damit, daß Menschen immer »vernünftig« oder »rational« handeln, oder gar: daß sie immer nur aufgrund rationaler *Planung* handeln. Mensch kann auch ganz »spontan« handeln, ohne es sich vorher lang und breit überlegt zu haben, und Mensch kann auch für sich selbst unverständlich handeln, so daß er sich nachher fragen muß: »Ich verstehe gar nicht, wie ich das tun konnte.«

Das Kriterium der Begründetheit/Verständlichkeit von Handlungen stellt jedoch, wie Holzkamp (1986, S.219) argumentiert, »ein *notwendiges Regulativ intersubjektiver Kommunikation/Interaktion*« dar, da, »wo nicht mehr wechselseitig (bzw. je mir selbst gegenüber) nach den Gründen, aus denen eine Handlung verständlich ist, gefragt wird, auch keine Beziehungen 'von Subjekt zu Subjekt' mehr stattfinden«. Der Einwand, Mensch könnte doch auch »irrational«, »grundlos«, »unverständlich« handeln, geht daher – als »Einwand« – an der Sache vorbei. D.h. er ist kein Argument gegen den praktischen Syllogismus als Erkenntnisprinzip, sondern: »Ich habe angesichts *jeder* menschlichen Aktivität, also auch dann, wenn sie mir als total rätselhaft, absurd o.ä. erscheint, die Alternative, sie als 'Handlung', d.h. begründet/verständlich, ggf. unter mir unbekanntem/unzugänglichen Prämissen, oder als 'unbegründet', 'irrational' zu betrachten und damit die intersubjektive Beziehung zum anderen als Handelndem zu suspendieren« (Holzkamp, 1986, S.219).

»Rationalität« ist hier also keine irgendwie geartete »Tatsachenfrage«, sondern ein *methodisches Prinzip*, unter welchem eigenes und fremdes Handeln *argumentationszugänglich* wird (Kempf, 1978). Die Unterstellung von »Rationalität«

ist somit »(logisch gesehen) eine Frage der *Entscheidung*, ob der andere als 'Mitsubjekt' anerkannt, oder aus dem Bereich intersubjektiver Mitmenschlichkeit ausgegrenzt wird, so daß nicht mehr *seine Gründe*, sondern nur noch die *fremdgesetzten Bedingungen* für sein Verhalten interessieren« (Holzkamp, 1986, 219f.). Auch die Weigerung, je mein eigenes Verhalten als »begründet« verstehen zu wollen, bedeutet in diesem Sinne eine Suspendierung der intersubjektiven Beziehung zu den Mitmenschen, d.h. die Forderung, mein Verhalten einfach hinzunehmen: »Ich tue das, weil ich das tue. Schluß, aus, basta!« Diese Verweigerung erscheint oft dann als »letzter Ausweg«, wenn der an je mich gerichtete Appell: »Sei doch vernünftig!« gar nicht darauf abzielt, mein Handeln aus meinen eigenen Voraussetzungen heraus, d.h. relativ zu meinen eigenen Handlungszielen und Handlungsmöglichkeiten als begründet zu verstehen, sondern wenn der Appell darauf zielt, je *mein Handeln* den Zielen *meines Gegenübers* unterzuordnen und/oder gesellschaftlich/kulturell *übliche Begründungsmuster* an Stelle der eigenen Handlungsbegründungen zu übernehmen.

Daß es solche »typischen Begründungsmuster« gibt, stellt zwar einerseits die Grundlage dafür dar, daß man sich in der alltäglichen Interaktion einigermaßen darauf verlassen kann, wie andere sich in bestimmten Situationen verhalten werden. Z.B. daß die meisten Menschen auch tatsächlich wärmere Kleidung wählen, wenn es kalt ist. Wenn dies im konkreten Fall jedoch nicht zutrifft, besteht nicht nur stets die *Möglichkeit*, sondern im Sinne der Unterstellung von Vernünftigkeit als eines methodischen Prinzips, besteht dann stets auch die *Notwendigkeit*, »das BGM durch *Spezifizierung* der darin angesetzten Prämissen so 'umzudefinieren', daß der bisher fehlende Beispielsbezug nunmehr herstellbar ist« (Holzkamp, 1986, S.222).

In diesem Sinne erweist sich die Unterstellung der Vernünftigkeit eben gerade *nicht* als eine *einengende Vorschrift*, mit der wir uns und andere unter vorgegebene Begründungsmuster zwingen. Etwa im Sinne: »Es ist kalt, sei vernünftig, zieh dich warm an« und uns damit die unausgesprochene Prämisse auferlegen: »Vermeide es zu frieren«, ob wir denn wollen und können, oder nicht, sondern: Die Unterstellung der Vernünftigkeit zwingt uns zur Anerkennung der tatsächlichen Prämissen, unter welchen Mensch handelt: z.B. daß Mensch keine warme Kleidung besitzt und sich deshalb nicht warm anziehen *kann*, oder, daß Mensch in dieser Situation gar nicht vermeiden *will* zu frieren.

##### 5. Methodologische Konsequenzen

Als *Erkenntnisprinzip* dient auch im subjektpsychologisch-interpretativen Psychologieverständnis immer noch der praktische Syllogismus. Dieser kann aber nun nicht mehr wie in der kognitiven Psychologie als Grundlage für eine Art Indizienbeweis erhalten, sondern führt in einen hermeneutischen Zirkel, in dem sich das Verständnis der *Intentionen* und das der *Techniken* der Person

wechselseitig modifizieren. Durch systematischen Wechsel zwischen der einzelnen Handlung und ihrem Kontext werden unsere Deutungen schrittweise modifiziert, so daß der sogenannte hermeneutische Zirkel tatsächlich die Form einer Spirale hat: infolge der schrittweisen Hinzunahme weiteren Kontextwissens führt er nicht wieder an den Ausgangspunkt zurück und stellt daher auch keinen Zirkelschluß im logischen Sinne dar.

Eine Handlungsbeschreibung, welche die Bedeutung des Handelns nicht übergehen will, ist niemals bloß die Beschreibung einer isolierten Tätigkeit, sondern immer eine Gesamtbeschreibung der Handlung im Kontext der konkreten Lebensbedingungen und Handlungsmöglichkeiten der Akteure, d.h. als Teil einer *Geschichte*, wobei durchaus verschiedene Geschichten möglich sind, welche zu derselben Tätigkeit hinzuerzählt werden können, so daß dieselbe Tätigkeit durchaus *gleichzeitig verschiedene Bedeutungen* haben kann, sogar solche, welche miteinander konfliktieren.

In diesem Sinne hat z.B. Ute Osterkamp (1988) aufgezeigt, wie die Ausnutzung gesellschaftlicher Freiräume zu Verhalten führt, das genau die Verhältnisse festigt, die die Menschen unter Druck setzen und in Abhängigkeit halten.

Diese verschiedenen Geschichten fallen uns aber nicht einfach in den Schoß, indem wir ein Mehr an Kontext beachten, sondern der Kontext wird ja im Interpretationsprozeß systematisch aufgesucht. Hinzukommt, daß sich Geschichten ja dadurch auszeichnen, daß sie eine szenische Gestalt haben.

Wenn es also um die Rekonstruktion von Geschichten geht, so ist diese Rekonstruktion *nicht voraussetzungsfrei* (und bloß durch den praktischen Syllogismus strukturiert), *sondern theoriegebunden*. D.h.: sie bedient sich einer Theorie als *Interpretationsfolie*, (auch wenn diese Theorie oft implizit bleibt und nicht systematisch ausformuliert wird).

Beispiele für – wie bruchstückhaft auch immer – explizierte und ausgearbeitete Theorien dieser Art sind etwa die Psychoanalyse, die systemtheoretischen Ansätze der Familientherapie, oder auch die Entfremdungstheorie, wie sie von Lucien Sève (1978) rekonstruiert wurde, sowie die Kritische Psychologie. Allgemein gesprochen geht es hier um solche Theorien, welche das Verhältnis von Sein und Bewußt-Sein strukturieren, bzw. die Genese individueller Subjektivität zum Gegenstand haben.

Als *Interpretationsfolie* hat Theorie im interpretativen Paradigma eine ganz andere Funktion und auch eine andere logische Gestalt als im naturwissenschaftlichen Paradigma, wo Theorie als *Deduktionsbasis* für Hypothesen dient.

Dies hat eine ganze Reihe von methodologischen Konsequenzen, für welche die Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Methoden eigentlich nur zweitrangig ist. Denn weder sind quantitative Methoden im interpretativen Paradigma grundsätzlich irrelevant, noch vermag das naturwissenschaftliche Paradigma ohne qualitative Methoden auszukommen. Die gebräuchliche Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung

ist daher nicht sehr glücklich gewählt. Die wesentliche Unterscheidungslinie zwischen den Paradigmen ist vielmehr darin zu suchen, worauf die Theorien ihre Allgemeingültigkeit gründen und welcher Art daher die Kriterien sind, an welchen der Geltungsanspruch einer Theorie zu prüfen ist.

Im naturwissenschaftlichen Paradigma haben die theoretischen Aussagen die Form von empirischen Allgemeinaussagen, die daher auf ihre empirische Geltung hin überprüft werden müssen. Im interpretativen Paradigma haben die theoretischen Aussagen dagegen die Form von universell anwendbaren *methodischen Prinzipien* durch welche z.B. unsere Rede von »unbewußten« (weil »verdrängten«) oder »nicht-bewußten« (weil aus der Perspektive des Handelnden »nicht erkennbaren«; vgl. Kempf, 1991) Bedeutungen methodisch geregelt und damit argumentationsfähig wird. Diese methodischen Prinzipien müssen daher auch *nicht* auf ihre *empirische Geltung*, sondern auf ihre *Eignung* für die argumentative Überprüfung der geleisteten Interpretationen hin befragt werden, sowie auf ihre *Zweckmäßigkeit* für die Zielsetzungen der Forschung.

Die *Begründungspflichten*, welche Theorie im naturwissenschaftlichen und im interpretativen Paradigma eingeht, sind damit von grundlegend verschiedener Art, was auch einen *Funktionswandel von Empirie* nach sich zieht: *Empirische Allgemeinaussagen*, wie sie die Deduktionsbasis im naturwissenschaftlichen Paradigma darstellen, bedürfen zu ihrer Überprüfung der systematischen Herstellung und Variation gezielter Ausschnitte der empirischen Wirklichkeit, d.h. des *Experimentes*, in dem nur zum Tragen kommen soll, was auch in der Theorie vorkommt (*interne Validität*). *Methodische Prinzipien*, wie sie die Interpretationsfolie im interpretativen Paradigma konstituieren, bedürfen dagegen zu ihrer Anwendung der Explikation und Rekonstruktion möglichst umfassender Ausschnitte der »natürlichen« *empirischen Wirklichkeit*. Denn nur an ihnen kann sich die Leistungsfähigkeit der Theorie praktisch erweisen (*externe Validität*).

Insbesondere im subjektpsychologisch-interpretativen Psychologieverständnis nimmt daher die *Strukturähnlichkeit* zwischen Forschungssituation und Alltags- bzw. Anwendungssituation eine ähnlich bevorzugte Stellung als Kriterium für den Wert wissenschaftlicher Forschung ein, wie sie dem *Bestätigungsgrad* empirischer Hypothesen im traditionellen Paradigma zukommt (Kempf, 1986).

## 6. Subjektivität und Kritik

Dem zugrunde liegenden Theorieverständnis entsprechend, steht im naturwissenschaftlichen Paradigma der Bestätigungsgrad empirischer Hypothesen im Vordergrund des methodischen Kontrollinteresses. Insofern besteht im naturwissenschaftlichen Paradigma ein *Primat der Theorie vor der Empirie*: die Theorie entscheidet darüber, welche Ausschnitte der empirischen Wirklichkeit

als relevant erachtet werden. Unter einem subjektpsychologisch-interpretativen Psychologieverständnis besteht dagegen ein umgekehrter Primat, wie ihn etwa Hoffmann-Riem (1980) im Verzicht auf eine »Hypothesenbildung ex ante« formuliert hat, und wie er auch in der von Blumer (1973) getroffenen Unterscheidung zwischen »explorativer« und »inspektiver« Forschung zum Tragen kommt: die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes muß zurückgestellt werden, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte selbst herausgestellt hat.

Konkret bedeutet dies zunächst die Bevorzugung offener Erhebungsinstrumente, bei denen die Forschungssubjekte nicht von vorneherein auf bestimmte Antwort- oder Reaktionsmöglichkeiten festgelegt sind. Dadurch soll u.a. erreicht werden, daß das empirische Material durch die Bedeutungshierarchie der Forschungssubjekte selbst strukturiert und nicht durch eine vom Forscher vorgegebene Struktur verfälscht wird. Dies darf jedoch nicht mißverstanden werden und bedarf einiger Erläuterungen.

Erstens ist die Erhebungssituation natürlich auch im interpretativen Paradigma *nicht theoriefrei* konzipiert, denn zum einen kann es ja nicht darum gehen, irgendeinen beliebigen Ausschnitt einer allumfassenden empirischen Wirklichkeit zu erheben, sondern der zu erhebende Ausschnitt der empirischen Wirklichkeit ist durch das Erkenntnisinteresse des Forschers bereits eingeschränkt. Zum anderen kann auch die Strukturübereinstimmung zwischen Erhebungssituation und Alltags- bzw. Anwendungssituation nicht theoriefrei beurteilt werden, sondern setzt eine vorhergehende Analyse der relevanten Strukturmerkmale voraus. Unter einem *kognitivistisch-handlungstheoretischen* Psychologieverständnis haben wir es dabei auch innerhalb des interpretativen Paradigmas mit einer sehr strikten (experimentellen) Strukturierung der Erhebungssituation zu tun, welcher gegenüber der Strukturübereinstimmung mit der Anwendungssituation ggf. sogar der Vorrang eingeräumt wird.

Die andere Erläuterung, betrifft die von Schütze (1976) in diesem Zusammenhang getroffene Feststellung, daß den Mitgliedern des sozialen Feldes, welches untersucht werden soll, der Expertenstatus bezüglich ihrer eigenen sozialen Wirklichkeit zuzuerkennen ist. Für sich allein genommen mündet diese Feststellung nur allzuleicht in einen *Subjektivitätskult*, der – wie schon die Ganzheitspsychologie Felix Kruegers – einen *Primat des Erlebniswirklichen* postuliert, welcher die individuelle Subjektivität verabsolutiert und gegenüber jegliche Art von Kritik abschottet und darüber eine irrationalistische Meinungsbeliebigkeit predigt, die am Ende nur noch in einem kollektiven Anpassungsdruck ein Korrektiv findet (vgl. Geuter, 1985).

Markard (1990) hat darauf hingewiesen, daß ein Verständnis der »Offenheit« qualitativer Methoden im Sinne einer »Freiheit von Vorannahmen« nicht nur illusionär ist, sondern wegen der Unvermeidlichkeit einer spontan sich durchsetzenden »Füllung« dieser »Offenheit« durch bürgerliche Ideologie zu einer



gedanklichen Anpassung an die herrschenden Verhältnisse führen muß. Die Unbefangenheit, mit welcher Autoren wie Zitterbarth (1987) oder Mayring (1990) sich heute (wieder) auf Felix Krueger berufen, sollte in diesem Zusammenhang als Warnung dienen – und als Hinweis darauf, daß Ideologiekritik unter einem subjektwissenschaftlich-interpretativen Psychologieverständnis integraler Bestandteil der Theorienbildung sein muß (Kempf, 1986).

Die bloße Nachzeichnung individueller Subjektivität kann nicht mehr sein als ein erster Schritt des Interpretationsprozesses. Zielsetzung der interpretativen Sozialforschung muß es sein, darüber hinauszugehen und zu analysieren, wie individuelle Subjektivität gesellschaftlich hervorgebracht wird. D.h. erstens, davon auszugehen, daß das Bewußt-Sein der Subjekte nicht einfach ein Abbild der (objektiven) Wirklichkeit ist. Und zweitens müssen wir davon ausgehen, daß die Diskrepanz zwischen Sein und Bewußt-Sein nicht einfach auf einem Irrtum der Subjekte beruht, sondern auf gesellschaftlich bedingten *Abwehrprozessen*, wie sie etwa in der psychoanalytischen Textinterpretation thematisiert werden, und/oder auf »objektiven Illusionen«, wie sie mit Methoden der Ideologiekritik aufzudecken sind. Von »objektiven Illusionen« spreche ich dabei im Anschluß an Sève (1983<sup>4</sup>) deshalb, weil der ideologische Schein der Dinge seine Ursache nicht in den Subjekten hat, sondern in der Form ihrer Vergesellschaftung, die dazu führt daß die Dinge aus der Perspektive des Alltagslebens oft als das erscheinen, was sie nicht sind, gerade deshalb, weil sie es nicht sind.

#### 8. Zum Verhältnis der verschiedenen Psychologieverständnisse zueinander

Diese bewußtseinskritische Perspektive hat durchaus Parallelen zur klassischen experimentellen Wahrnehmungspsychologie und zum Studium der Wahrnehmungstäuschungen, deren Ursache freilich nicht in gesellschaftlichen Verhältnissen liegen, sondern in den physikalischen Eigenschaften der wahrgenommenen Objekte. Ich habe diese Parallelität erwähnt, weil sie als Hinweis dafür dienen kann, daß sich die verschiedenen von mir skizzierten Psychologieverständnisse *nicht grundsätzlich ausschließen*.

Das Verhältnis zwischen dem naturwissenschaftlichen und dem interpretativen Paradigma wird aber auch dadurch nicht korrekt wiedergegeben, daß man (wie häufig zu hören ist) davon spricht, das interpretative Paradigma befasse sich mit einer »zusätzlichen« Erkenntnisaufgabe, welche das naturwissenschaftliche Paradigma gleichsam »ergänze«. Die Erkenntnisaufgabe der Bedeutungsfeststellung, mit welcher die interpretative Sozialforschung befaßt ist, tritt ja nicht erst nachträglich an ursprünglich bedeutungsfreie Handlungen heran, und es ist auch nicht so, daß erst nachträglich ein Kontext zu ursprünglich kontextfrei ausgeführten Handlungen hinzukonstruiert würde. Auch die schematischen Handlungsprädikatoren, derer wir uns im Alltagsdiskurs bedienen, Worte wie z.B. »diskutieren« oder »schreien«, sind ja keine kontextfreien Beschreibungen,

sondern nur solche Beschreibungen, deren Kontext nicht reflektiert ist und die die Handlungen damit oft in einen anderen Kontext rücken als der es war, in dem sie von den Subjekten ausgeführt worden sind.

Der Weg führt also nicht vom naturwissenschaftlichen Paradigma durch Hinzufügung zum interpretativen Paradigma, sondern umgekehrt gelangen wir von diesem zum naturwissenschaftlichen Paradigma, indem wir die methodologischen Probleme der Verständnisbildung vernachlässigen bzw. experimentelle Settings schaffen, in welchen die Handlungsmöglichkeiten der Vpn so eingeschränkt sind, daß ihre Bedeutung nicht weiter problematisiert zu werden braucht, bis wir im Extremfall davon völlig absehen können und uns nur noch mit dem beobachtbaren Verhalten der Personen befassen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Paradigmen besteht allerdings darin, daß statistische Korrelationen im interpretativen Paradigma *nicht* als statistisch-induktive *Erklärungen* hingenommen werden, sondern lediglich als *Beschreibungen* eines *erklärungsbedürftigen Sachverhaltes* (Kempf, 1985). Auch die statistische Signifikanz sagt ja nur so viel aus, daß gewisse, an den Daten beobachtete Regelmäßigkeiten aller Wahrscheinlichkeit nach *nicht bloß zufällig* zustande gekommen, sondern einer weiteren Beachtung würdig sind.

Die Schlußfolgerung, daß statistische Methoden im interpretativen Paradigma daher nichts zu suchen hätten, läßt sich daraus freilich nicht ableiten. Ganz im Gegenteil bleibt die Frage nach der statistischen Verteilung von Sinngehalten auch im interpretativen Paradigma von Interesse. Wenn ich z.B. untersuche, wie bestimmte Muster der Realitätsinterpretation selbst in solchen Segmenten der bundesdeutschen Bevölkerung antisemitische Vorurteile entstehen lassen, die sich selbst als sozialkritisch und »fortschrittlich« verstehen, so handelt es sich dabei um eine typische Fragestellung einer interpretativen Sozialforschung, der ich an einigen konkreten Fällen exemplarisch nachgehen kann, und dabei werde ich hinterher besser verstehen, wie so etwas zustandekommt. Die Frage, wie verbreitet antisemitische Vorurteile in diesen Segmenten der Bevölkerung sind, wird dadurch aber weder beantwortet, noch gegenstandslos gemacht. In einer breit angelegten statistischen Erhebung werde ich (schon aus Kosten- und Zeitgründen) allerdings einige Abstriche bei der Umsetzung der interpretativen Methodologie machen müssen und mich z.B. anstelle einer psychoanalytischen Textinterpretation mit einer qualitativen Inhaltsanalyse zufriedengeben müssen.

In diesem Sinne möchte ich für einen *Methodenpluralismus* plädieren, der weder die qualitativen noch die quantitativen Methoden absolut setzt, sondern beide in je gegenstandsangemessener Weise miteinander verbindet. Dies bedeutet *nicht*, daß ich einem – wie auch immer gearteten – *Eklektizismus* das Wort rede, sondern es bedeutet die Forderung nach einer *subjektwissenschaftlichen Fundierung der gesamten Psychologie* einschließlich jener Teilgebiete, in denen von der Subjektivität des Individuums methodisch abstrahiert wird.

*Literaturverzeichnis*

- Blumer, H., 1973: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Band 1. Reinbek: Rowohlt
- Buss, A.H., 1961: The Psychology of Aggression. New York: Wiley
- Dollard, J., L.W. Doob, N.E. Miller, O.H. Mowrer und R.R. Sears, 1939: Frustration and Aggression. New Haven: Yale University Press
- Dray, W., 1985: Der Sinn von Handlungen, in: Beckermann, A. (Hrsg.), Analytische Handlungstheorie, Band. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Geuter, U., 1985: Das Ganze und die Gemeinschaft - Wissenschaftliches und politisches Denken in der Ganzheitspsychologie Felix Kruegers, in: Graumann, C.F. (Hrsg.): Psychologie im Nationalsozialismus. Berlin: Springer
- Hempel, C.G., 1965: Aspects of Scientific Explanation and Other Essays in the Philosophy of Science. New York: The Free Press
- Hoffmann-Riem, Ch., 1980: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 339-373
- Holzkamp, K., 1986: Die Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien: Methodologische Fehlorientierung infolge von Begriffsverwirrung. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 17, 216-238
- Holzkamp, K., 1989: Die »kognitive Wende« in der Psychologie zwischen neuer Sprachmode und wissenschaftlicher Neuorientierung. Forum Kritische Psychologie 23, 67-85
- Inhelder, B., und J. Piaget, 1958: The Growth of Logical Thinking from Childhood to Adolescence. New York: Basic Books
- Kambartel, F., 1976: Theorie und Begründung. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Kempf, W., 1978: Konfliktlösung und Aggression. Zu den Grundlagen einer psychologischen Friedensforschung. Bern: Huber
- Kempf, W., 1983: Some Theoretical Concerns About Applying Latent Trait Models in Educational Testing, in: Anderson, S.B., Helmick, J.S. (Eds.): On Educational Testing. San Francisco: Jossey-Bass
- Kempf, W., 1985: Psychologische Methodenlehre und das Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis, in: Aschenbach, G., Kempf, W. (Hrsg.): Methodenprobleme in der Psychotherapieforschung. Eschborn: Fachbuchhandlung für Psychologie
- Kempf, W., 1986: Zum Verhältnis von Theorie und Empirie in der interpretativen Sozialforschung. Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik, 11/4, 3-14
- Kempf, W., 1991: Transkulturelle Verständnisbildung als Methodenproblem, in: Kempf, W. (Hrsg.), Verdeckte Gewalt. Psychosoziale Folgen der Kriegsführung »niedriger Intensität« in Zentralamerika. Hamburg: Argument
- Klahr, D., 1978: Information-Processing Models of Cognitive Development, in: Scandura, J.M., Brainerd, C.J. (Eds.): Structural/Process Models of Complex Human Behavior. Alphen aan den Rijn: Sijthoff and Noordhoff
- Klatzky, R.L., 1980: Human Memory, Structures and Processes. San Francisco: Freeman
- Lazarsfeld, P.F., 1950: Logical and Mathematical Foundations of Latent Structure Analysis, in: Stouffer, S.A., Guttman, L., Suchman, E.A., Lazarsfeld, P.F., Star, S.A., Clausen, J.A. (Eds.): Studies in Social Psychology in World War II, Vol. IV. Princeton, N.J.: Princeton University Press
- Markard, M., 1990: Wie subjektwissenschaftlich sind qualitative Methoden? Forum Kritische Psychologie 25, 97-105
- Mayring, P., 1990: Einführung in die qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union

- Osterkamp, U., 1988: Verinnerlichte Gewalt als »innere Freiheit«. Forum Kritische Psychologie 21, 5-22
- Rost, J., 1988: Quantitative und qualitative probabilistische Testtheorie. Bern: Huber
- Schütze, F., 1976: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. München: Fink
- Schwemmer, O., 1976: Theorie der rationalen Erklärung. München: C.H. Beck
- Schwemmer, O., 1987: Handlung und Struktur. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Sève, L., 1978: Marxistische Analyse der Entfremdung. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter
- Sève, L., 1983: Marxismus und Theorie der Persönlichkeit. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter
- Skinner, B.F., 1953: Science and Human Behavior. New York: Macmillan
- Wright, G.H.v., 1974: Erklären und Verstehen. Frankfurt/M.: Fischer Athenäum
- Zitterbarth, W., 1987: Kulturpsychologie, in: Asanger, v.R., Wenninger, G. (Hrsg.): Handwörterbuch der Psychologie. Weinheim: Beltz